



Kaßbergen

Patricia
Holland Moritz

R o m a n

a

aufbau



Kaßbergen

Patricia
Holland Moritz

Roman

a

aufbau

Über das Buch

Ein Gesellschaftsroman, der das Panorama einer Stadt im zwanzigsten Jahrhundert zeichnet, ein Entwicklungsroman und ein Stück deutsche Zeitgeschichte.

»Man musste etwas mitbringen, um hier leben zu können, es hier auszuhalten, hier zu sterben, ohne vorher verrückt geworden zu sein.«.

Eine Industriestadt am Fuß eines Gebirges voller Erze, Mitte der siebziger Jahre: Die kleine Ulrike zieht nach der Trennung ihrer Eltern zu ihrem Vater nach Kaßbergen, einem Stadtviertel über den Schloten der Stadt, wo die Luft besser ist und die Menschen einander hinter verschlossenen Türen Geschichten von einer glorreichen Vergangenheit erzählen. Ulrike beginnt schon bald, aus der Enge auszubrechen und trifft Gonzo, einen Punk, der sie in die Welt der Künstler und Schriftsteller, der Unangepassten einführt. Als er von der Stasi verhaftet wird, ist Ulrike auf sich allein gestellt ...

Ein Gesellschaftsroman, der das Panorama einer Stadt im zwanzigsten Jahrhundert zeichnet, ein Entwicklungsroman und ein Stück deutsche Zeitgeschichte.

Über Patricia Holland

Patricia Holland Moritz wurde in Karl-Marx-Stadt – dem heutigen Chemnitz – geboren. Sie arbeitete in Leipzig als Buchhändlerin, verließ dann die DDR und heuerte in Paris als Speditionskauffrau an. Sie studierte später in Berlin Nordamerikanistik und wurde Bookerin für verschiedene Bands und arbeitet heute für ein großes Berliner Verlagshaus.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>


Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Patricia Holland Moritz

Kaßbergen

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Der Berg

Der Siedler

Der Großvater, 1

Der Kriegsheimkehrer

Der Nachtwächter

Die Höhle

Der Großvater, 2

Der Bürgermeister, 1

Die Großmutter

Familie Kupferberg

Helmut

Der Bürgermeister, 2

Rudolf

Stefan

Der Turm

Der Sammler

Der Bau

Der Geselle

Der Panzer

Danksagung

Verwendete Zitate

Impressum

Im Roman werden wahre, zeitgeschichtlich relevante Ereignisse erwähnt, sowie auch Orte und Personen der Zeitgeschichte. Die Handlung und handelnde Personen des Romans hingegen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wäre rein zufällig und von der Autorin unbeabsichtigt.

*Meiner Heimatstadt Chemnitz gewidmet,
damals Karl-Marx-Stadt, und ihren Menschen.*

Man hat schon wirklich kräftig daneben gegriffen auf der Sitzbrille des Lebens, ganz schön in die Röhre hat man, das kann man wohl sagen.

Werner Bräunig, Rummelplatz

Durch Kaßbergen liefen allerlei wunderliche Leute.

Wunderliche Leute waren alte Menschen. Vor allem bei Frauen war zu sehen, wie wunderbar sie waren, und alle fragten sich, und doch war es allen egal, warum sie so waren. Die wunderlichen Frauen von Kaßbergen waren das Pieps-Rosl, die Rückwärts-Elli und die Schwungrad-Lene.

Pieps-Rosl hieß so, weil sie einen Pieps hatte.

Rückwärts-Elli hieß so, weil sie immer rückwärts lief. Meistens, ohne sich umzuschauen. Was natürlich an Straßenkreuzungen eine große Gefahr war.

Schwungrad-Lene hatte einen ausufernden Schritt. Trotz ihrer kurzen Beine und ihrer Gebrechlichkeit glitt sie mit rudernden Armbewegungen übers Pflaster wie ein Dampfer auf dem Mississippi.

Vielleicht trugen all die wunderlichen Alten von Kaßbergen etwas in sich seit jener Nacht, in der ihre Stadt in Schutt und Asche gelegt worden war. Vielleicht waren sie einfach so wunderbar, weil sie anderes erlebt hatten als wir. Etwas, wovon wir Nachgeborenen nichts ahnten. Oder sie waren nur in unseren Augen wunderbar, weil sie alt waren. Es wurde nicht gefragt, man ließ sie einfach laufen, die wunderlichen Alten. Weißes Haar zu haben schien zu bedeuten, dass man seltsam wurde. Dass man Abschied nahm von dieser Welt, um in seiner eigenen zu leben.

Die Alten waren in eine maschinenbetriebene Stadt hineingeboren worden, als das Land noch ein anderes war. Ihre Kinder waren in Kellern zur Welt gekommen, während draußen Bomben fielen. Und wir, die bisher Letzten, nannten eine zusammengezimmerte Stadt »Heimat«, von der jeder Auswärtige sagte, er sei schon mal durchgefahren und sie habe eine schöne Umgebung.

Der Häuptling Emil Uhlig war mein Opa. Er ging den ganzen Tag spazieren, anders als die alten Menschen von Kaßbergen. Die gingen kaum aus ihrem Viertel heraus, aber der Häuptling schaffte es schon mal bis nach Gablenz, mit der Straßenbahn aus Holz, die die Kaßbergauffahrt hinauf- und hinunterquietschte und von und nach dort längs über die Weststraße, die den Berg durchschnitt. Die Straßenbahn war des Häuptlings Verbindung zur Welt, was bei uns »in die Stadt gehen« hieß.

Kam er nach Hause, dann war er zu hören, bevor man ihn sah. Sein Schlüsselbund flog auf die Flurkommode, rutschte von da auf den Boden, wo es liegen blieb, bis der Häuptling es aufhob, um wieder rauszugehen.

Meine Großmutter hieß Elli, war aber nicht die Rückwärts-Elli, sondern »der Minister«.

Meine Mutter Rosemarie hingegen hieß nur »deine Mutter«.

Einmal sagte der Minister: »Frag mal deine Mutter, ob sie Huckleberry Finn kennt.«

Mir den Namen bis nach Hause zu merken fiel mir schwer. Den Sinn der Frage meiner Oma zu verstehen versuchte ich gar nicht erst. Was die Großen sagten, hatte ich nicht zu kommentieren. Und das durchwachsene Lächeln meiner Mutter danach sprach Bände, in denen ich nicht lesen wollte.

Der Minister sagte noch andere komische Sachen.

»Rauche nie im Bett, denn die Asche, die herunterfällt, könnte deine eigene sein« und »Im Leben einer Frau gibt es immer zwei Männer. Den, den sie geheiratet hat, und den, den sie nicht geheiratet hat.«

Im Leben einer jeden Familie schien es auch zwei Wahrheiten zu geben: die, die man sich erzählte, und die, die man sich nicht erzählte. Irgendetwas verbargen sie alle. Meine Familie war eine einzige Verschwörung, in die ich nicht eingeweiht war.

Der Balkon der kleinen Altbauwohnung meiner Großeltern zeigte zu einem Hinterhof mit einer Wiese und Klopfstangen. Hier saß der Minister an Sommerabenden an einem kleinen Holztisch auf einem kleinen Holzklappstuhl, umgeben von Blumentöpfen mit Aloe Vera und Alpenveilchen. Bei einer Tasse Bohnenkaffee redete sie mit mir und mit dem Wellensittich Moritz.

Ich saß bei einer Tasse Muckefuck und fütterte Moritz mit Hansa-Keks. Der Vogel war gelb, und da ich sehen wollte, ob er grün wurde, füllte ich eines Abends blaugefärbtes Trinkwasser in das Röhrchen zwischen zwei Käfigstangen.

Der Minister schaute mir interessiert dabei zu.

»Vom Experimentieren wird man schlau. Frag mal deine Mutter, ob sie einen Humboldt kennt.«

Dieses Mal traute ich mich.

»Immer, wenn ich ihr so einen komischen Gruß von dir mitgebe, guckt Mutti nur, sagt ›Ja‹ und erzählt dann trotzdem nichts.«

Der Minister strich mir über den Kopf.

»Humboldt hat hier im Bergbau Karriere gemacht. Viele hier haben im Berg gearbeitet, er aber hat ihn studiert.«

Sie schaute hinüber zu Moritz, der sich die Flügel putzte. Der Vogel gab ein langgezogenes Moooo-ritz von sich.

»Dieser Humboldt hatte einen Papagei namens Jacob. Nicht viel größer als der hier. Nur konnte Humboldts Vogel richtig reden.«

Nichts Besonderes, dachte ich.

»Da hast du recht, das ist nichts Besonderes«, sagte der Minister. »Erst recht nicht, weil das Federvieh ja nur einen einzigen Satz sagen konnte.«

Dann forderte sie mich auf, den Buben zu holen.

Ich ging in die Küche. Vorsichtig goss ich aus der Kanne den letzten Rest, der noch durch den Filter gesickert war. Mit geschlossenen Augen genoss meine Großmutter den kalten Schluck.

»Dreißig Jahre lebten sie zusammen in einer Wohnung. Jeden Morgen fragte Humboldt den Papagei, wer von beiden wohl zuerst sterben würde.«

»Und dann?«

Ich schaute zu Moritz, der blaues Wasser trank und gelb blieb.

»Dann soll Jacob stets geantwortet haben: ›Viel Zucker, viel Kaffee, Herr Seifert.«

»Und wer ist Herr Seifert?«

»Herr Seifert war Humboldts Diener, der ihm jeden Morgen den Kaffee brachte. Jacob überlebte sein Herrchen übrigens um ein Jahr.«

Bei meiner Großmutter lernte ich, dass lustig nicht gleich lustig war. Sie lachte oft, war aber selten lustig. Sie zog eine feine, kaum spürbare Grenze zwischen den Dingen, die sie zum Lachen fand, die aber nicht lustig waren, und jenen Witzen, bei denen sich die Zuhörer auf die Schenkel klopfen. Meine Großmutter lebte auf, wenn sie mir lustige Geschichten erzählte. Den weniger lustigen Rest gab sie mir als Frage an meine Mutter mit auf den Weg.

Im Leben meiner Großeltern passierte nicht mehr viel. Sie waren beide in Rente. Schon das Wort klang nach

einem trockenen Brotrand, auf dem alte Menschen tagein, tagaus herumkauten.

Hatten meine Großeltern mal Besuch, dann war sogar der Wellensittich aufgeregt und verkündete unablässig und lautstark seinen Namen.

»Den Vogel habe ich auf einem Markt ergattert«, sagte mein Großvater dann. »Als ich an Rommels Seite in Algerien kämpfte. Mir war sofort klar, dass ich zum Preis eines Wellensittichs in Wahrheit einen Papageien erhandelt hatte.«

Der Besuch blickte zuerst lächelnd auf den Häuptling, dann mitleidig auf den Minister und schließlich betreten auf den Kuchenteller.

Mein Großvater war unter Adolf parteitreu gewesen. Mit diesen Worten umriss der Minister die Vergangenheit meines Großvaters. Vergangenheit hieß bei den alten Leuten in Kaßbergen Krieg. Tatsächlich kannte der Häuptling Algerien und den Rest der Welt nur von der Landkarte und aus den vergilbten Kolonialzeitungen, die er mit größerem Interesse als die *Freie Presse* las. Er hatte die kleine Polzeistube in Kleinolbersdorf erst mit der Heirat verlassen. Die Kleinolbersdorfer Kriminalitätsrate hielt sich, wie auch die Popularität dieser sächsischen Gemeinde, in Grenzen. Zudem war er bei jeder Beförderung übersehen worden; ein Schicksal, das er mit dem Landstrich im Osten der Stadt teilte.

Das betretene Schweigen überspielend, schlug der Häuptling dem Minister auf die Schulter, und meiner Oma fiel die Kuchengabel aus der Hand, die klirrend auf dem bohnerwachspolierten Boden landete.

»Aber schöne Blämbe haben wir heute wieder. Doppelschwerterkaffee. Da scheinen nicht nur die Schwerter von der Unterseite der Tasse durch, sondern auch die von der Untertasse!«

Wie fast jeden Tag brachte mich meine Mutter vom Kindergarten zu meinen Großeltern. Oben in der Weststraße gab sie mir einen Kuss und drückte mir den Blumenstrauß in die Hand, den sie die ganze Zeit schon in der Armbeuge getragen hatte.

»Die gibste dem Minister. Und hochgehen kannst alleine.«

Sie ging auf die andere Straßenseite, dort blieb sie einen Moment stehen und winkte mir zu. Ich schaute zur Wohnung meiner Großeltern. Schon an der Haustür drückte ich auf den Klingelknopf, damit die Wohnungstür auch wirklich offen stand und ich keine kostbare Minute verlor.

Es war der Häuptling, der mich in der Tür erwartete. Der Fußboden um ihn herum glänzte wie frisch geputzt. In der Luft lag der Duft von Bohnerwachs. Auf dem Boden sein hingepfeffertes Schlüsselbund.

Mein Großvater nahm mich hoch, wirbelte mich durch die Luft, ich landete auf seinen Füßen, die sich sofort in Bewegung setzten. Wir tanzten Walzer oder das, was der Häuptling dafür hielt.

»*Komm, wir tanzen – wie die Wanzen* – dadadiediih – dadadaaah. ...«

Der Minister stand über einen Putzeimer gebückt in einer Ecke der Stube, die rechte Hand in die Hüfte gestemmt.

Ich drückte ihr im Vorbeifliegen den Blumenstrauß in die Hand.

»Von Mutti.«

Der Minister wickelte die Blumen aus und schüttelte den Kopf.

»Wie sie da wohl wieder dazu gekommen ist. Sag schön Danke von mir.«

Der Häuptling vollführte wilde Drehungen. In immer kürzer werdenden Abständen konnte ich das Gesicht meiner Großmutter sehen. Wie bei einer Fahrt auf dem Kettenkarussell rückte alles für Sekunden in meinen Blickwinkel – der braune Bücherschrank, die goldgeprägten Buchrücken, das Bild vom *Mann mit dem Goldhelm*, ein Stück Himmel hinter der offenen Balkontür, der Minister in blauer Kittelschürze und mit weißen Asten in der Hand, die dunkle Holztür zum Flur. Mein Blick erhaschte das Lächeln des Ministers, nahm eine Mischung

wahr aus Freude darüber, mich zu sehen, und der Anstrengung, auf arthritischen Beinen zu stehen.

Wir lebten in der Stadt des Eiskunstlaufs, der Olympiasieger und Weltmeister. Der Häuptling warf mich in die Höhe und schrie: »Die Eiskunstlaufhoffnungen der Republik!«

»Anett Pötzsch und Jan Hoffmann!«, schrie ich genauso laut.

Ich stieß mit den Füßen an den Putzeimer. Es folgte ein Scheppern, schmutziges Wasser lief über den Boden. In diesem See stand der Minister in Kamelhaarlatschen.

»Komm, wir tanzen wie die Wanzen ...«

Der Häuptling setzte mich ab, sein Gesang brach ab, während ich auf Socken noch ein paar Pirouetten drehte. Er kam zurück, zog seinen Mantel über, holte wie ein Zauberer mit einem Augenzwinkern ein Päckchen Bohnenkaffee aus der Manteltasche, legte es vor meinen Augen unter ein Sofakissen. Dann hob er sein Schlüsselbund auf und ließ die Wohnungstür mit einem lauten Knall hinter sich ins Schloss fallen.

»Muss Opa wieder zur Polizei?«

»Da muss er schon lange nicht mehr hin.«

Meine Großmutter sah älter aus als der Zeisigwald, hätte mein Vater Dieter jetzt gesagt.

»Der hat doch nur noch damit zu tun, seinen Kaffee zu verstecken, weil er denkt, dass ich ihn beklaue.« Sie ließ

sich in einen Sessel fallen und redete weiter, aber nicht mehr mit mir, sondern mit sich selbst. »Aber das Geld für die Zeisigwaldschänke nimmt er aus meinem Heft mit den Konsummarken.«

Ich griff wortlos zum Lappen, um das Wasser aufzuwischen.

»Ach lass nur«, sagte meine Großmutter willenlos.

Ich wrang den Scheuerhader aus, hängte ihn auf die Wäscheleine auf dem Balkon und trug den Eimer in die Küche.

Als ich zurück in die Stube kam, saß meine Großmutter noch immer bewegungslos im Sessel.

»Mama ist bestimmt zu Hause«, flüsterte ich.

Ich griff nach meiner Brottasche. Wollte nur noch weg. Der Minister sah so erschöpft aus, dass ich glaubte, ich sei schuld.

Leise machte ich die Wohnungstür zu und rannte los.

Der Berg

Die Stadt lag am Nordhang des Gebirges in einem Talkessel, darin ein Fluss von Süd nach Nord, der an Seitenläufen mitnahm, was er kriegen konnte. Höhenrücken zwischen den Wasserläufen trennten die Täler voneinander, und auf einem dieser Rücken lag Kaßbergen. Pfade entlang des Wasserlaufs waren zu Wegen getrampelt, führten versprengt in die Vorhöhen des Gebirges. Alles mündete schließlich in eine Straße, die über den Scheitel von Kaßbergen hinauf zum Gebirgskamm und hinunter ins Böhmisches verlief.

Eine Siebenhügelstadt wie Rom, am Fuße eines Höhenzugs mit Erzen und dem Kaßberg als höchstem Gipfel. Vierspännige und sechsspännige Pferdekutschen schotterten hinauf zu den schwarzen Gruben, bevor die Eisenbahn auch hier ihre Anbindung fand.

Abtragungsschutt aus Millionen Jahren trug undurchdringlich Rotliegendes. In den Ritzen luftiger Löss, flatterhaft und schwer zu fassen, wie er sich am tonigen Sandstein rieb, durch den nichts drang. Nicht zu vergessen die versteinerten Hölzer, den Schiefertönen ähnlich. Oben ein Kloster, denn auch hier hatte die Welt mit dem Glauben

der Mönche begonnen. Sie glaubten an bessere Zeiten und daran, mit hochgärigem Bier und Bleichprivileg sei für alle gesorgt. Vorerst fielen die Blicke auf unfruchtbares Land mit störrischem Gras und unverwüstlichen Sträuchern und Bäumen. Lediglich der Wind hielt hier oben inne. Und auch das nur, wenn ihm der Atem ausging, was selten geschah.

Der Fluss befeuchtete den Hang im Osten. In steinige Wände waren Tunnel getrieben. Kleine mannshohe Gänge mündeten in Höhlen, in denen Mönche das Bier in Fässern lagerten für alle Fälle und alle Feste.

Der Abt las sich die Augen feucht, schrieb sich die Finger wund, dem Gipfel einen Namen zu geben. Schreiende Katzen hatten ihren Anteil am früheren Katzberg. Ebenso die unwirtliche Gegend, auf deren Rotliegendem nur Kafs gedieh, die nutzlose Spreu ohne Weizen.

Zuletzt versuchte sich ein Bürgermeister in der Namensforschung. Er brachte Jungfrauen ins Spiel, die als Cascas den Berg bewohnten und mit denen er wohl die Nonnen meinte.

Jahrhunderte später machte ein Stadtschreiber die prude Erklärung zunichte. Vielmehr sei es das ledige Volk gewesen, das sich dort verlustiert hätte. Kaßbergen – ein Ort der Entjungferungen.

Von allen Namensgebern waren dem Berg nur die Katzen geblieben. Ein besiedelter Hügel, auf dem Jungfrauen dünn gesät und auf dessen unfruchtbarem Boden erst Villen,

dann Mietskasernen mit Vorgärten und Hinterhöfen gewachsen waren.

Man musste etwas mitbringen, um hier leben zu können, es hier auszuhalten, ohne verrückt zu werden. Es brauchte ein eigenes, ein ganz besonderes Gen.

In Kaßbergen war man sich irgendwie einig.

Wenn sich der Abend auf Kaßbergen legte, dann wie ein Tuch, das den Berg umschloss und seine Bewohner zur Ruhe bettete. Hier und da sang einer oder diskutierte noch was zu Ende und leerte dabei sein Bierglas. Aber auch das schon ohne die Energie des Tages, der hinter ihm lag.

Die Bewohner eilten in ihre Häuser, die gebohnerten Stufen hinauf in ihre Wohnungen. Alte hielten sich beim Aufstieg an den gedrechselten Geländersprossen fest, während Junge an ihnen vorbeihasteten. Manch einer von den Jungen hielt dann doch inne, kehrte um, nahm einem Alten den Einkaufsbeutel aus der Hand, stellte ihn vor die Tür, achtete noch darauf, dass er nicht umfiel und keine Äpfel die Treppe hinunterrollen und platzen konnten und all die Mühe umsonst gewesen wäre.

Die Fenster am Treppenabsatz zeigten in Hinterhöfe und aus schwindelerregender Höhe auf Garagen und Gärten. Niedrige Fensterbretter und dann der Himmel so nah. Das brachte manch einen fast um den Verstand, weil alles

plötzlich so einfach schien. Ein kleiner Schritt. Ein Stolpern. Und es wäre vorbei.

In den Höfen Geschrei von Katzen und in den Sommermonaten durch geöffnete Fenster das Stöhnen von Paaren, das den einen wütend machte und den anderen verlegen und viele an das eigene Leben und daran erinnerte, was ihnen fehlte.

Der letzte Stock unter dem Dachboden glich einem Tanzboden. Gewienertes Holz. Nach links und nach rechts führten je eine Tür in je eine der großen Wohnungen mit je zwei Balkonen. Eine Holzterpe ging hinauf zu Verschlügen mit Lattentüren und Vorhängeschlössern. Durch Dachluken fiel Tageslicht auf ausrangierte Möbel, Kissen, Schaukelpferde und eingewecktes Obst. Im Sommer stand manche Luke offen, gestützt von einem verbogenen Stück Metall, das dem Wind, der in dieser Höhe spielte, nicht standhielt. Zerbrochenes Glas und der dumpfe Geruch getrockneter Nässe waren die Folge. Durch die Dachluken zwängte sich mancher, den ersten Maitag mit dem Blick über die Stadt zu verbringen und einem sauren Wein aus der Flasche. Während andere unten, weit vor dem Flussgraben am Osthang, am Nischl von Karl Marx entlangmarschierten.

Der Siedler

Johann Friedrich Stahlknecht war der erste Siedler Kaßbergens gewesen. Obwohl sein Name auf ein Geschlecht hitzegegebter Gießer schließen ließ, war er der Kantor der Schlosskirche. Zwischen zwei Kantaten und fünf Gesängen und seiner Suche nach dem hohen C und dem A zwischen Dur und Moll machte sich Stahlknecht seine Gedanken. Unter anderem darüber, wohin er sollte mit seiner Familie, auf dass es denen, die schon geboren waren und jenen, die es noch zu zeugen galt, gut gehen würde in einer Zukunft, von der er noch einen guten Teil erleben wollte.

Sein sehnsuchtsvoller Blick wanderte hinauf auf den Hügel, nach Kaßbergen. Die Leute schüttelten den Kopf. Sie spotteten sogar. Ob es vielleicht in seinem Oberstübchen an dem nötigen Licht mangle. Dort hinauf, wo der Stahlknecht sein Haus setzen wollte, gab es nicht mal Laternen auf dem Weg, geschweige denn eine richtige Auffahrt. Die Treppen waren glatt im Winter. Und dann der ständige Luftzug, kein Wasseranschluss und keine Nachtwächter, die aufpassen würden auf sein einsames Leben auf dem Berg.

Aber der Stahlknecht war aus dem Stein dieser Gegend gehauen. Sein Vorhaben schien aussichtslos, also packte er es an.

Im Mai 1854 kaufte er auf dem Berg ein Feld, begann im Juni das Grundgraben und setzte im August des folgenden Jahres ein Dach auf das Haus, in das er im Oktober mit seiner Frau und den Kindern einzog. Nicht ohne zuvor noch ein Banner an der Brüstung mit dem Spruch des Humanisten von Hutten: »*Ich hab's gewagt!*« zu hissen, das fortan von der Hohen Straße bis Furth, Rottluff, Bernsdorf und zum Sonnenberg zu sehen war.

Der Bann war gebrochen. Fabrikanten zog es zum Berg. Eisenbahnbauer und auch einen Erfinder. Unter Tagelöhnern und zünftigen Gesellen auf der Walz sprach sich herum, was hier mit Bauarbeit zu holen war. Millionenjahrealte Gesteinsschichten wurden angebohrt, gewässert, verkabelt und wieder verschlossen. Unten in der Stadt wuchsen die Schornsteine. Während sich die enggewundene Auffahrt nach Kaßbergen hinauf Führen mit stämmigen Pferden und schwerbeladenen Hängern mühten, blühten in den beiden großen Nachbarstädten ein Königssitz und ein Handelszentrum. Auf die Stadt um Kaßbergen herum fiel das Los der Arbeit, die nur mit körperlicher Kraft zu verrichten war. Und man munkelte schon, hier würde das Geld verdient, mit dem in der

Messestadt gehandelt und das dann in der Königsstadt verprasst wurde.

Talentierte Gesellen aus allen Landstrichen und Gewerben kamen nach Kaßbergen. Zogen ein in geschachtelte Mietshäuser mit anmutigen Pforten, die im Schatten der Villen ihrer Meister und Herren lagen.

Noch lange erzählten sich die Menschen Geschichten von sagenhaft schönen Häusern. War im Zuhörer das Interesse so weit geweckt, einer Geschichte in einem dieser Häuser nachspüren zu wollen, dann hieß es meist, das existiere nicht mehr.

An einem Abend, der fortan nur »im März fünfundvierzig« hieß, heulten Sirenen wie an zahllosen zuvor. An diesem Abend verlor die Stadt ihr Gesicht. In nur einunddreißig Minuten. Eine halbe Stunde lang Sterben, ausgelöschte Menschenleben unter Trümmern, auf schwelendem Asphalt.

Am nächsten Tag sprachen die Zeitungen von der »Toten Stadt«.

Die beiden Nachbarstädte waren ebenso getroffen. Die Kunstwelt beklagte die eine. Die Handelswelt die andere. Nur für die Stadt der Schlote fand sich keine trauernde Welt.

Der Großvater, 1

Emil Uhlig sollte zeitlebens eine aristokratische Art an sich haben, dabei war das Gemeindegut nur ein kleiner Bauernhof mit einer Scheune und einem Hofplatz mit Wäschestangen. Hier wuchs er auf als Sohn eines Fabrikarbeiters. Nicht einmal der Walnussbaum auf dem Hof gehörte ihnen, aber sie durften die herabgefallenen Nüsse essen.

Emil war der Erstgeborene, und nach ihm kam jedes Jahr ein Kind zur Welt, als wollte sein Vater dem neuen Jahrhundert besonders viel von sich mitgeben. Zwei Mädchen und ein Junge starben bald nach der Geburt, und bei der Geburt des nächsten Jungen starben Mutter und Kind.

Der Vater war pragmatisch. In diesem Haus wurde nicht groß getrauert, sondern von einem Auto geträumt.

»Nun kann ich mir das Puppchen leisten.«

Die Wanderer-Werke unten in der Stadt hatten einen zierlichen Wagen gezimmert mit ganzen zwölf Pferdestärken, mit zwei Sitzen hintereinander und mit zwei Türen auf der linken Seite.